

## Ehre und Ehrlichkeit der Studenten

Mein Büro wird aufgebrochen, bei den Prüfungen wird skrupellos betrogen und stolz auf das Erlernte ist eh keiner mehr. Was ist nur an den deutschen Universitäten los?

Von Axel Meyer

Vor einigen Wochen wurde versucht, in mein Büro an der Universität einzubrechen. Es war nicht das erste Mal. Dieses Mal scheinen die Einbrecher aber ziemliche Dilettanten gewesen zu sein, denn obwohl die Tür beschädigt wurde, sind sie wohl nicht hineingekommen. Es fehlte zumindest nichts. Tagsüber werden in der Universität mit einer gewissen Regelmäßigkeit Laptops und Portemonnaies aus sorglos offenen Büros gestohlen. In den Fluren hängen Schilder, auf denen wir warnen, dass Videokameras vorhanden sind, um so zu versuchen, die Diebe abzuschrecken. Das klappert natürlich nicht, denn wir dürfen ja überhaupt keine Kameras installieren – der Betriebsrat ist selbstverständlich gegen jede Videoüberwachung. Man könnte dann ja sehen, wie fleißig an den Universitäten gearbeitet wird. Scherz beiseite: Es geht natürlich um das Persönlichkeitsrecht, das durch Kameras beeinträchtigt werden könnte. Als ob das nicht durch gestohlene Computerdaten und Dokumente aus Geldbörsen sehr viel mehr beeinträchtigt würde.

Der Einbruch passierte wohl am Freitag in der Nacht, denn ich bemerkte ihn am Samstagvormittag, als ich dort war, um meine Fische zu füttern (wir forschen an Fischen). Ein netter Polizist fragte mich, ob die Einbrecher vielleicht nach irgendwelchen Dokumenten Ausschau gehalten haben könnten. Zuerst verneinte ich, dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Am Montag nach dem Wochenende sollte die Klausur geschrieben werden. Würden Studenten wirklich ins Büro eines Professors einbrechen, um das Klausurthema zu stehlen? Zumindest würde es mich nicht wundern, wenn dem so wäre. Natürlich muss das alles überhaupt nichts bedeuten, aber dieses Ereignis veranlasst mich, über unsere Studenten, Ehre, Ehrlichkeit und all dies im internationalen Vergleich nachzudenken.

Meine Universität hat gute Studenten. Denn sie hat einen guten Ruf, und deshalb kommen Studenten nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern aus der ganzen Republik. Studenten schauen nach Rankings und wollen gute Zensuren. Die Universität ist stolz auf die zehn bis fünfzehn Prozent der Studenten, die aus dem Ausland kommen. Auch die zahlen keinen Cent Studiengebühren. Selbstverständlich werden in fast allen Ländern der Welt erhebliche Studiengebühren bezahlt. Dass sie hier umsonst studieren dürfen, verwundert unsere internationalen Studenten immer wieder. Warum wir auf Kosten des Steuerzahlers nicht nur Deutsche, sondern auch die zukünftige ausländische Konkurrenz ausbilden – denn hier bleiben die wenigsten – und damit einheimische Arbeitsplätze gefährden, bleibt wohl ein Geheimnis unserer vorausschauenden Politiker. Unsere Studenten sind auch sonst verwöhnt, denn sie zahlen nicht nur keine Studiengebühren, sondern bekommen auch leicht Bafög, Stipendien sowie andere Zuwendungen und Ermäßigungen. In jeder Hinsicht wird ihnen der Hintern gepudert und mit viel Fürsorge und Verständnis jede Faulheit und Inkompetenz vergeben.

Geld ist nicht wirklich ein Problem für die meisten Kinder von Helikoptereltern. Trotzdem kauft kaum einer von ihnen das Buch, anhand dessen ich meine Vorlesung plane. Irgendwie scheint es nicht mehr Teil unserer studentischen Kultur zu sein, Lehrbücher zu kaufen, dabei sollte man doch stolz sein über das eigene Wissen und die Lehrbücher zur Erinnerung und zum Nachschlagen für den Rest des Lebens aufbewahren. Um die Studenten zu zwingen, das

Buch wenigstens zu lesen und auch zur Vorlesung zu kommen, werden in der Klausur immer Fragen gestellt, die nur beantwortet werden können, wenn sie in den Veranstaltungen waren und auch nachgelesen haben. Das kündige ich so jeweils auch in der ersten Vorlesung an: Man könne die Klausur bestehen, aber keine Eins bekommen, ohne das Buch gelesen und verstanden zu haben. Natürlich gibt es auch noch Tutorien, in denen der Vorlesungsstoff nochmals nachgearbeitet wird – für die wenigen Studenten, die sich die Zeit nehmen, dieses Lehrangebot wahrzunehmen.

Meine Universität ist eine Eliteuniversität, zumindest im deutschen Sinne. Das heißt, es gibt anscheinend genug Geld, um sage und schreibe mehr als hundert Exemplare des von mir verwendeten Lehrbuchs in die Bibliothek einzustellen. Die Kosten dafür entsprechen ungefähr dem Jahresnettoeinkommen meiner unterbezahlten Sekretärin. Nur zum Vergleich. Diese vielen Bücher sollen übrigens gerade zu Pulp gemacht werden (anstatt sie beispielsweise an Studenten zu verschenken), denn es wird eine neue Auflage gekauft. Daher brauchen Studenten sich das Buch gar nicht zu kaufen, sie bekommen es umsonst in der Bibliothek zur Verfügung gestellt. Der Steuerzahler scheint sehr tiefe Taschen zu haben und zahlt immer noch, ohne zu murren, für die Exzesse dieses kuscheligen Wohlfahrtsstaates.

Die Studenten haben zwei Chancen, die Klausur zu schreiben – eine Unsitte, die meine ausländischen Studenten immer überrascht, denn die kommen nach Deutschland, weil das Land international immer noch den Ruf von Leistung und Korrektheit hat. Wenn ihnen das Ergebnis des ersten Prüfungsversuchs nicht gefällt, schreiben sie eben auch die Nachklausur. Wenn sie die erste Prüfung nicht mitmachen wollen oder können, weil sie krank sind, und in der Nachklausur durchfallen, haben sie Anspruch auf eine mündliche Prüfung. Bei 160 bis 180 Studenten in meiner Vorlesung ist das keine triviale Aufgabe. Und die Studenten spielen mit diesem laxen System. Sie müssen zwar vorher anmelden, ob sie an der ersten oder der zweiten Klausur teilnehmen wollen. Wenn sie dann trotz Anmeldung nicht zur Klausur erscheinen, fallen sie durch. Außer, sie haben ein ärztliches Attest. Es ist erstaunlich, wie hoch der Prozentsatz plötzlich erkrankter junger Studenten ist – meist fehlen etwa zwanzig bis dreißig Prozent der zur Klausur Angemeldeten. Warum machen Ärzte bei diesem Betrug eigentlich mit? Haben auch die kein Ethos mehr?

Trotz dieser sehr milden Regeln passieren die merkwürdigsten Dinge, wenn es um Klausuren an deutschen Universitäten geht. Es wird so oft geschummelt, dass sich die Balken biegen. Wir müssen die Studentenausweise kontrollieren, damit nicht jemand anderes die Klausur anstelle des richtigen Studenten schreibt. Das kommt immer wieder vor. In diesem Semester hatte sich eine Studentin für die erste Klausur angemeldet, dann aber doch ein ärztliches Attest vorgelegt. Aber scheinbar hatte sie doch die Klausur geschrieben. Jedenfalls wurde eine mit ihrem Namen abgegeben. Sie hätte dafür sogar eine Eins bekommen. Der Justitiar fand aber, dass die Klausur nicht anerkannt werden sollte, denn die Studentin war ja krank. In der Nachklausur hat diese Einserstudentin dann die geringste Punktzahl erreicht und ist durchgefallen. Es liegt nahe, dass jemand anderes die erste Klausur für sie geschrieben hatte. Oder hatte sie beim zweiten Mal nur einen schlechten Tag? In der Nachklausur waren übrigens wieder mehr als zwanzig Prozent der Angemeldeten krank. Zwei Studenten meldeten sich wenige Minuten vor Beginn der Klausur per E-Mail bei mir und kündigten an, dass sie ärztliche Atteste nachreichen würden.

Ich will nicht alle Studenten über einen Kamm scheren. Viele sind sehr klug, fleißig, motiviert – und auch ehrlich. Es ist eine Freude, mit solchen Studenten zu lehren und zu lernen. Aber mir fallen Unterschiede zu den Vereinigten Staaten auf, wo ich studiert habe. Niemand kontrollierte uns in Klausuren, ich kann mich jedenfalls an keine Aufsicht wie in Deutschland erinnern. Wir hatten einen Ehrenkodex. Und meine alten Lehrbücher habe ich auch alle noch.

Axel Meyer ist Professor für Zoologie und Evolutionsbiologie an der Universität Konstanz.

Harald Hartung

### Junger Dichter 1954

Erstes Semester  
Ich esse Nudelsuppe  
in der Kaufhalle

Ich überlege  
ob mir ein Bärtchen stünde  
ein Rilkebärtchen



Für den Tod als Braut geschmückt: Rachel (Asmik Grigorian, rechts) schaut auf ihre zwei Väter.

Foto Annemie Augustijns

## Schmutzige Hände in allen Farben

Große Oper, ganz spartanisch: Peter Konwitschny inszeniert Halévy's „La Juive“

GENT, 15. April Die Schouwburgstraat ist gesperrt. Polizisten, Blaulicht, Taschenkontrollen. Dies sei, erklärt Aviel Cahn, Intendant der Vlaamse Opera, inzwischen in Belgien allgemein üblich zum Schutze von Veranstaltungen, die das Wort „jüdisch“ oder „Judentum“ im Schilde führen. Keine Sorge klingt durch, eher eine Spur von Stolz; als wäre mit der Präsenz der Staatsgewalt schon bewiesen, dass eine hundertachtzig Jahre alte Grand Opéra, die tief im Mittelalter spielt, uns wieder (oder immer noch) so viel Wichtiges, Dringliches zu sagen hat, dass die Öffentlichkeit unbedingt davon Notiz nehmen sollte.

Und genau so ist es. Um es gleich zu sagen: Ja, „La Juive“ (Die Jüdin) von Jacques Fromental Halévy lohnt unbedingt die Reise ins schöne Gent für eine der hier insgesamt fünf angesetzten Aufführungen (oder später nach Antwerpen, wohin die Produktion weiterwandert, oder noch später ins koproduzierende Mannheim). Zur Premiere, flankiert von einem international besetzten, von der Universität mitgetragenen Symposium über das „Jodendom in der Opéra“, ist das Theaterchen vollgestopft mit mitteleuropäischer Musikprominenz, mit Intendanten, Dramaturgen, Regisseuren, Sängern. Neil Shicoff ist da, er hatte die Tenor-Paradepartie des Juden Eléazar, der vom Konzil der Christen umgebracht wird, seit der Wiederentdeckung des Werkes zigmal gesungen und zum Erfolg geführt (die Rolle war einst die Lieblingspartie Carusos gewesen). Auch Jossi Wieler ist da, der „La Juive“ in Stuttgart inszenierte, Ioan Holender, der das Revival 1998 in Wien in Gang gesetzt hatte, und viele mehr. Denn alle sind neugierig, wie, um Himmels willen, der ewig junge Altmeister Konwitschny klarkommen mag mit dem explosiven Stoff – und mit dieser mitreißend dynamischen, glänzend komponierten, saftig besetzten, gleißenden und rührenden Musik.

Peter Konwitschny liebt es spartanisch. Konsequenter streift er, der sich zum ersten Mal mit der französischen Grand Opéra befasst, alle Konventionen ab, die dieser Prachtgattung des jungen Geldbürgertums im Zeitalter des Imperialismus anhafteten. Wie alle Regiekollegen vor ihm hat auch er kräftig gekürzt. Es fehlt der halbe dritte Akt, es fehlen Teile der Nebenhandlung am Hof des Fürsten Léopold, Pantomime und Ballett, Dacapos und Chöre, es fehlt auch der wunderbar swingende, glitzernde Bolero der Prinzessin Eudoxie.

Und es fehlt: die Ouvertüre. Das Licht verlischt, gleichzeitig setzt die Orgel ein, schon umtost uns im Finstern das aggressive „Te Deum laudamus“, womit der Christenchor den Konstanzer Festtag feiern will – und als der Vorhang sich hebt, werden wir mitten hineinkatapultiert in die Story. Der Chor auf der Bühne trägt heutige Alltagskleidung, Kostüm und Anzug, vorwiegend schwarz. Wie wir. Der einzige Unterschied: Der Chor hat gespensische, leuchtend in Yves-Klein-Blau bemalte Hände. Das leere Bühnenbild zeigt einen Nicht-Ort, der sich durch verschiebbare Gittersäulen und das zuweilen sichtbare gotische Rosettenfenster andeutungsweise in ein Gefängnis oder eine Kirche verwandeln kann.

Immer wieder stürmen einzelne Akteure von der Bühne in den Zuschauerraum und singen von dort aus mit Macht, über die Köpfe der Leute hinweg, den Rest der Belegschaft an. Zuerst der blauhändige Chor-Mob, er verteilt blaue Fähnchen im Publikum und verspottet den jüdischen Goldschmied und Händler Eléazar und dessen schöne Tochter Rachel, die man vor allem daran erkennt, dass sie erstens nicht mit den Wölfen heulen und zweitens quittgelb bemalte Hände haben. Später singt Rachel ihre Romanze im zweiten Akt direkt aus der sechsten Reihe des Publikums heraus, Asmik Grigorian stahlharter, klarer Sopran schneidet wie ein goldenes Schwert durch die Luft. Sie wendet sich hilfesuchend an die Umsitzenden, weil sie nicht weiß, wie sie ihrem christlichen Liebsten begegnen soll, mit Misstrauen, Härte oder Liebe. Und auch ihr Vater Eléazar begibt sich unters Zuschauervolk, Roberto Sacca verausgibt sich und seinen trompetengleichen Tenor bis an die Grenze des Singbaren und findet doch auch zarte Töne des Zweifels.

Sie sind wir, wir sind sie: Das ist die erste Lektion. Krasse Lichtwechsel ersetzen Szenenwechsel. Bunt wird Schwarz-weiß. Das ist die zweite Lektion. Denn es gibt weder gut noch böse in dieser Geschichte, weder Schuld noch Unschuld, sondern gemischte Gefühle wie im wirklichen Leben: Verstrickungen in Vorurteile, Lügen und Notlügen, denen jeder ausgeliefert ist, egal, ob Christ oder Jude, Fürst oder

Kardinal. Da ist die allmächtige Prinzessin, die sich demütig auf die Knie niederwerfen lässt, aber auch die Tochter des Juden, die, was sie selbst bis zum Schluss nicht weiß, ein Christenkind ist, die ihren vermeintlichen Vater hintergeht, um ihren Liebsten zu retten, den sie verachtet. Da ist ihr wahrer Vater, der Kardinal, der gut sein will und Böses schafft, der sie unwissentlich der Inquisition überantwortet wird. Das ist die dritte Lektion: Diese furchterliche Geschichte, in der alle schuldig sind, die kein Happy End zulassen kann, sie wird sich jederzeit wiederholen – überall da, wo man Kriege führt für ein paar lumpige Symbole oder Ideen.

Das Programm buch zeigt Fotos von heute: orthodoxe Juden, fanatische Islamisten, Gewaltszenen von Tagesschauformat. Die Bühne zeigt nichts davon. Sie bleibt ein abstrakter Raum, angefüllt mit konkreter Verzweiflung. Nur einmal, zum Finale des dritten Aktes, als Kardinal Brogny, der vom Bassbariton Dmitri Ulyanov mit einer wunderschönen, tiefen und sonoren Donnerstimme ausgestattet wird, den Banffluch verhängt über den Juden, die Tochter des Juden und deren Liebhaber, gestattet sich Konwitschny ein beeindruckendes, der Grand Opéra würdiges Tableau: Das gesamte Ensemble steht an der Rampe und brüllt den blinden Hass des Mobs ins Publikum. Sie setzen gemeinsam am Fließband Sprengstoffgürtel zusammen für das nächste Selbstmordattentat. Menschen mit gelben und blauen Händen, mit grünen und roten, aller Klassen, Rassen und Religionen.

Den gleichen Trick vom Beginn, als er das Publikum, bei geschlossenem Vorhang, von der Macht der Musik überrumpeln ließ, wendet Konwitschny wieder an, Stunden später, als das kraftvolle Orchester unter Tomáš Netopil mit einem Trauermarsch den fünften und letzten Akt ankündigt. Diesmal hat er sich abgenutzt. Vielleicht wurde in der Zwischenzeit die imaginäre Grenze zwischen Bühne und Zuschauerraum schon zu oft plakatativ aufgelöst, übersungen, zerbrüllt und zernichtet, dass wir nun des Spektakels und der Lektionen etwas müde geworden sind. Aber das Finale der Oper, die Kälte der Hinrichtung, zu der die beiden Verurteilten einziehen wie Bräutigam und Braut, die Hitze des Mobs, der sich zu Menschenknäueln ballt, wirkt abermals atemraubend. ELEONORE BÜNING

## Weltraumkaffee

Mal ehrlich, was hat die Raumfahrt der Menschheit wirklich gebracht? Space-Nerds mögen mit glänzenden Augen von Einblicken in die Ursprünge des Universums erzählen, Pragmatiker Satelliten nennen, ohne deren GPS-Signale wir alle irrgingen. Superreiche Exzentriker mögen von transterrestrischen Reisezielen fabulieren und Verschwörungstheoretiker sich händeringend an eine Mondlandung erinnern, die es nie gab. Menschen mit mehr Bodenhaftung aber gehen in die Küche, greifen zur Pfanne und sagen: Teflon. Bald werden sie auch auf ihre neue Espresso-Maschine zeigen und ergänzen: Endlich, endlich richtig guter Kaffee! Womit vielleicht kein brennendes, aber doch ein weltweit brodelndes Menschheitsproblem gelöst wäre – zumal der werktätigen Bevölkerung, die Tag für Tag braune Plörre aus betriebseigenen Kaffeeautomaten in sich hineinkippen muss, die diesen Namen nicht verdienen. Wer hat schon eine anständige italienische Kaffeebar um die Ecke? Die arme italienische Astronautin, die seit vergangem November mit der ISS im Orbit kreist, jedenfalls nicht. Die Folgen müssen derart verheerend gewesen sein – wir stellen uns die Mailänderin Samantha Cristoforetti antriebslos wie schwerelos in einer Ecke vor sich hin trudelnd vor, den Blick sehnsuchtsvoll von sehr weit oben auf das gelobte Land des Caf-fés gerichtet – dass die italienische Weltraumagentur ASI einschnitt. Sollen von deren spazialen Initiativen nur Ariane-Raketen in Erinnerung bleiben? Nein, hier hat ein Land seine wahre Mission erkannt und auf eine neue Umlaufbahn geschossen. Und zwar in Form einer Espresso-Maschine für die ISS. Noch in dieser Woche soll das zwanzig Kilo schwere Gerät Signora Cristoforetti aus einem Delirium erwecken, in dem vermutlich auch Millionen andere aromaarm unterversorgte Menschen treiben, die man ebenfalls in vollklimatisierte Arbeitsschachteln ohne stabile Grundlage gesteckt hat. Entwickelt hat den Brühautomaten Lavazza, zusammen mit der Firma, die europäische Raumfahrer mit Astronautennahrung versorgt. Stolz verheißt der Kaffeepespezialist, dass nun wahre Durchbrüche in der Kaffeeforschung zu erwarten seien. Und in der Tat ist die Zubereitung des schwarzen, psychotropen Heißgetränks, eines der wenigen noch nicht sozial geächteten Genussmittel, längst eine Wissenschaft für sich. Gefiltert, gepresst oder durchdampft ist hier nur eine Frage. Arabica oder Robusta? Pad oder Kapsel? Handgemahlen oder mechanisch? Siebträger oder Mokkakanne? Wie viel Bar Druck bei welcher Temperatur braucht der ideale Espresso mit der idealen Crema? Das ISS-Team kann nun erforschen, wie sich die fehlende Schwerkraft auf den Geschmack und die trockene Luft auf die Textur am Gaumen auswirkt. Wobei es da noch ein paar Handicaps gibt. Das Modell ISSespresso presst das lebende Nass nämlich mitnichten dampfend in vorgeheizte dickwandige Tassen, sondern pumpt es in schwerelosigkeitskompatible Plastikbeutel. Kaffeegenuss mit Strohhalm? Da ist noch Luft nach oben. Bis die erreicht ist, trinkt man auf Flügen gleich welcher Art wohl doch lieber Tomatensaft. eer.

## Völkermordgedenken

Weltweite Lesung für Armenien

Vor hundert Jahren begann im Osmanischen Reich der Völkermord an den Armeniern. An dieses durch die Jungtürken initiierte Verbrechen will eine weltweite Lesung aus Varujan Vosganians Roman „Buch des Flüsterns“ erinnern. Den Aufbruch des Berliner Literaturfestivals und des Lepsiushauses Potsdam hatten 350 Autoren unterzeichnet, darunter die Literaturnobelpreisträger Günter Grass, Mario Vargas Llosa, Orhan Pamuk, Herta Müller, J. M. Coetzee und Elfriede Jelinek. Die Lesungen finden am kommenden Dienstag in Bibliotheken, Clubs, Kultur- und Rathäusern auf allen Kontinenten statt; in Rumänien, Ungarn, Polen, der Ukraine, in China, Kanada, Deutschland, Österreich, den Vereinigten Staaten, Norwegen, Südafrika, Frankreich, Italien, Indonesien, in der Türkei und Armenien, in Syrien und im Sudan – um nur einige zu nennen. Termine, Orte und Vorleser finden sich im Internet unter [www.worldwide-reading.com](http://www.worldwide-reading.com). F.A.Z.

## Sonnenpositionen

Marion Poschmann lehrt in Essen

Die in Berlin lebende Schriftstellerin Marion Poschmann ist in diesem Sommersemester „Poet in Residence“ an der Universität Duisburg-Essen. In drei öffentlichen Vorlesungen wird sie vom 20. bis zum 22. April im Bibliotheksaal am Campus Essen der Frage „Was macht ein Buch zum Kunstwerk?“ nachgehen: „Der Raum und die Dinge: Mondbeobachtung, Geistersehen“, „Zeit und Handlung: Survivalmodus“ und „Das Ich und die Deutungshoheit: Sonnenkönig und versprengtes Wir“. Am 23. April wird die 1969 in Essen geborene Autorin im Casino aus ihrem Roman „Die Sonnenposition“ lesen. Darüber hinaus bietet Marion Poschmann eine Schreibwerkstatt für Studenten an. aro.